Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1941-1942)
Heft: 2

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Von neuen Schweizerbüchern

Neue Zürcher Novellen

Das Buch ist auf die löbliche Anregung unsrer Behörden entstanden. Zu Ehren Gottfried Kellers. Ein kulturell interessiertes Volk, heisst es im Vorwort, muss die Bemühungen und Werke seiner Schriftsteller unterstützen... Muss es das? Wenn es jenen Werken nicht gelingt, dass das Volk sie braucht, so brauchen sie, dünkt uns, auch eine solche Herablassung dieses Volkes nicht. Die Angst, man könnte kulturlos erscheinen, führt noch nicht zur Kunst. Und dann gibt es einen Geruch von Wohltätigkeit, der zum Verzagen ist; man unterstützt seine Künstler, da man sonst nicht viel anderes mit ihnen anfangen kann. Man geht in die Kirche, damit der Priester nicht an seinem Gott und seinem Amt verzweifelt; nicht anders als wir in die Kinderlehre gingen, und so menschenfreundlich das war, es hat uns der Gottheit kaum näher gebracht... Jedes Volk hat seine Schaffenden, die seine innere Lebendigkeit bezeugen. Möglicherweise tun sie noch mehr: sie führen durch Formung. Wenigstens ist das unser Glaube, ein Volk und seine Kunst betreffend. Ein Volk, das seine Künstler unterstützt, das ist grotesk.

Soviel zum Geleit.

Leider ist auch das Buch, soweit es die elf Schriftsteller selber schrieben, im Ganzen kein frohes Ereignis. Es hat eine Ausstattung, die zum Spott herausfordert, und einen Titel, der nun freilich auf das Schönste verpflichtet, eben auf das Vermächtnis eines Meisters, der immer wieder sein Völklein gestaltet hat und es in einer Weise und einem Umfange führt, die schwierig abzuschätzen sind. Dass das Zürcherische, das im Titel immerhin versprochen wird, am leichtesten aus dem Vergangenen bezogen würde, lag auf der Hand, so sehr und so billig, dass die meisten dieser Versuchung entgangen sind, indem sie allem Zürcherischen überhaupt entgingen. Man fragt sich nach diesem Buch, ob Zürich, eben das Zürich unsrer Gegenwart, kein lebendiges und eigenes Antlitz mehr hat? Dann wäre ja das Buch in seiner Anlage und seiner löblichen Absicht schon verfehlt. Wenn es aber, wie wir glauben, ein sehr eigenes und lebendiges Antlitz hat, dann ist es eigentlich noch verfehlter; denn keine einzige von den Novellen, die wir in diesem Bande lesen, spiegelt die Luft, den hellen Klang und die wache Bläue, die schillernde Eigenart unsrer heutigen Stadt — wie es zum Beispiel im neuen Buch von Albin Zollinger, das sich nach dem nahen Pfannenstiel benennt, in seinen gelungenen Teilen durchaus der Fall ist.

Was Robert Faesi, dessen reizende Zürcheridyllen uns in diesem Zusammenhang wieder einfallen, aus dem Vergangenen holt und diesem

Band voranstellt, das ist die Seefahrt einer Jugend aus dem achtzehnten Jahrhundert, einerseits so, wie man eben die Jugend allzeit denkt, anderseits so, wie die Kenntnisse eines gewissenhaften Chronisten ihr das genauere Verhalten vorschreiben. Es ist uns, als verstumme hier der Dichter hinter dem Interesse für das Zürcherisch-Gewesene. Einen anderen, ausserordentlich munteren Griff in die zürcherische Kostümkammer macht Rosa Schudel-Benz, die von den Erlebnissen und Fährnissen eines Urlaubers erzählt, einer Weibsperson, die der Liebeskummer in den soldatischen Dienst trieb, nicht bloss in den Hilfsdienst, sondern wirklich auf die fremden Schlachtfelder mit Pulverdampf und stampfenden Rossen und fliegenden Federbüschen. Das Ganze ist eine Komödie der Verkleidung, eine klassische Novelle, die aus dem Nachlass von Conrad Ferdinand Meyer sein könnte, wenigstens in ihrem ersten Teil. Uebrigens ist es die einzige wirkliche Novelle dieses Bandes. In überlegener, glanzvoller Weise sind die Ueberraschungen gesetzt, das Lesen ist ein geistvolles Vergnügen, Anteilnahme ohne Erschütterung. Es erinnert an die schönen Tage unsres Sechseläutens. Wir erleben das Zürich der heiteren Gelage unter alten Gewölben, der ritterlichen Händel, der biederen und braven Handwerker und Bürger, der festenden Werdmüller, deren wirkliche Würde und Leistung ja nicht weiter erbracht werden muss, da sie vertraut sein dürfte — kurzum, es ist das köstliche Zürich, haargenau, wie es einmal gewesen sein soll.

Von den andern Beiträgen, deren Auswahl allzu wenig Strenge verrät, wollen wir nicht jeden erwähnen; Stücke sind dabei, die gradaus in den Kitsch münden, in die Poesie der Familienblättchen, und viel Durchschnittliches von Leuten, die sonst Echteres geben. Gelungen erscheint die Geschichte eines bäuerischen Geizhalses, dessen Land von der wachsenden Stadt gefressen wird und dessen bäuerisches Wesen an seiner Aufwertung zugrunde geht, erzählt von Hans Rudolf Schmid, eine Kalendergeschichte im guten Sinn: sie will etwas sagen, etwas warnen und dartun, und sie tut das mit aufrechter Gesinnung, mit sachlichen Mitteln. Mit Spannung zwingt sie uns bis ans Ende der Belehrung. Gelungen ist ferner eine leichte Skizze jugendlichen Uebermutes, geschrieben vom Aeltesten in dieser Parade, von Otto Wirz; das Ganze legt er einem verunglückten Lümmel in den losen Mund, und es geht um nichts Geringeres als um die männliche und weibliche Partei in dieser Welt, es beschäftigt den Buben nämlich nachgerade; was er dem alten Arzt, dem Junggesellen, erklärt und erläutert, das ist ein Sprudel von entwaffnender Unvoreingenommenheit, wovon der Alte, den Zwicker reibend, wieder vielerlei profitieren kann. Das Ganze, das sich witzig und ohne Stirnrunzeln gibt, zeichnet sich dadurch aus, dass es einen Einfall hat.

Ein Einziger ist da, der zum Herzen spricht und begeistert, Albin Zollinger, zugleich der Einzige, der die Geschichte als Dichter aufzurufen vermag: als das gespensterhafte Dasein und Vorhandensein alles Geschehenen. Es handelt sich dabei nicht um Zürich, die Stadt, sondern um das Zürcher Oberland. Der Zeitläufte überdrüssig und müde von

Schmerzen, wie er sagt, steht er an der Stätte seiner ländlichen Herkunft, ein Mann auf der Höhe seines Lebens, hinter sich eine geschiedene Ehe und vor sich das Geheimnis des Wiederbeginnes; da ist das Dörfliche, das Trauliche persönlicher Erinnerungen voll Aufgehobensein, da ist die Enge, die leise Entfremdung, die Geborgenheit nach dem Sturm... und da sind, zugleich, die Spuren jenes russischen Feldzuges, Ahnung der ungeheuren Weite, die nur durch ein altes russisches Wachstuch beschworen wird, Ahnung der Wagnisse und des menschheitlichen Abenteuers, das nie aufhören wird. Einzelmenschliches und Geschichte, Vorhandenes und Hintergründiges überklingen sich seltsam, geben diesen Seiten eine innere Spannweite, die tiefe Geräumigkeit wirklicher Dichtung. Plötzlich sehen wir das zeitlich-transparente Antlitz einer vertrauten, scheinbar lieblichen Landschaft. Und das nähende Mädchen darin, das einem Flieger nachhangt. Und das einsame Weitergehen, die Süsse und Bitternis der Verzichte, Gewölk über dem Ried und goldene Klarheit des Abends:

„Die Bauern kehrten mit Wagen voll Kraut und Gras von den Feldern heim. Es war mir neu, über dem Ried eine Fliegerstaffel kreisen zu sehen wie früher die Störche; Bärbchen ging ihr auch mit den Augen nach. Ein Gefühl von Enttäuschung über sie, die ich allzu kindhaft eingeschätzt hatte, machte meine Schwermut voll. Ich ging in den Gasthof zurück und bezahlte. Ich wanderte den Weg zurück in tiefer Versonnenheit, die Dörfer läuteten mir zur Begleitung, die Frösche aber tauchten heimlich weg, sprangen von den Bördern mit einem schmatzenden Geräusch. Ich wanderte weit in die Nacht hinein." Es scheint uns das einzige Stück, das an Gottfried Keller erinnert — durch nichts anderes als den Grad seiner dichterischen Echtheit.

Alfred Frankhauser: Der Messias

Es ist bald ein halbes Jahr, seit der Schreibende dieses geistreiche Buch gelesen hat. Damals mit Begeisterung. Es gibt Bücher, denen man Unrecht tut, wenn man sie ein zweites Mal liest — es ist ein landläufiger Aberglaube, dass nur das, dessen Wiederholbarkeit verbürgt ist, nicht oberflächlich sei.

Fankhauser schildert die Zerwürfnisse einer Ehe, die zu einer heillosen Sackgasse geworden ist, und auch das, was eigentlich wichtiger ist: warum es dazu kam.

„Du lagst im Wochenbett", erinnert der Mann: „Du wolltest das Kind sehen. Man hat gezögert. Du hast Dich aufgeregt... Man hat das Kind gebracht. Ich glaube, ich kann nachfühlen, was damals in Dir vorgegangen ist. Es kam etwas über Dich wie ein Eishauch und die Seele gefror... in einer einzigen Sekunde. Es sagte in Dir: Nein. Deine Hände schoben das Bild weg. Du hast nie geweint, hast Dich nie gelöst. Du hast Dich mit dem Krüppelchen nicht versöhnt, hast zu Deinem Schicksal nicht Ja gesagt. Du hast im Innersten nicht zugegeben, dass Dir, gerade Dir ein solches Unglück zugehört. Aber es ist Dir geschehen, und Du hast Dich

so verhalten, als könntest Du es verschweigen, verheimlichen, ungeschehen machen."

Das Kind, ein Krüppel und Idiot, lebt siebzehn Jahre in einer Anstalt. Gesunde Kinder folgten nach, aber die Ehe ging in Trümmer, wie gesagt. Warum bleibt ein Mann wie dieser Gutknecht, ein reifer und gemachter Mann neben dieser gefrorenen Seele, die nichts als Scheidung will? Wenn sie ziehen will, sagt man ihm, ziehen lassen... einfache Sache!

„Aber es hängt eben etwas daran: das unselige Kind! Diese Mutter muss ihr Kind anerkennen oder an ihm zugrunde gehen, sonst wird das Weltgesetz zuschanden. Verstehen Sie das?"

Es ist der Kampf darum, dass auch das Ungeheuerliche angenommen werden muss, und der Glaube, dass es nur überwunden, nicht aber umgangen werden kann. Ein Bild aus der Edda taucht auf: das Menschenland als ein Mittelgarten zwischen dem Land der Riesen und dem Land der Götter — beide sind uns gleich notwendig, beide sind da, aus beiden müssen wir leben. Und was die Riesen sind, das weiss der Mann genau:

„Sie bringen Verwüstung, Blindheit, Taubheit in unseren Garten, sie verschlingen die Schiffe auf dem Meere, sie rütteln den Erdboden, ganze Städte werden zu Steinhaufen. Aber sie schlagen auch einen lebendigen Menschen, einen Ungeborenen und er kommt als Krüppel und Idiot aus der Mutter."

Dass mit dem Messias eben dieser kleine Krüppel gemeint ist, der kriecht und geifert, ergibt sich aus der Geschichte, die übrigens eine äusserst spannende Geschichte ist, obwohl die Ereignisse nur Beispiel sind, Vordergrund und das, worum es geht und was mit kämpferischer Gesinnung vorgetragen wird, viel allgemeiner ist. In dieser Doppelbodigkeit erinnert das Buch, von weitem gesehen, durchaus an Ibsen, auch darin, dass eine allgemeine und im allgemeinen auch überzeugende Erkenntnis entwickelt wird an einem äusserst spitzen, geradezu ausgefallenen Beispiel, das, wörtlich genommen, durchaus anfechtbar bliebe.

Josef Saladin: Das grosse Sehnen des Christoff Eicher

Nicht jedermann wird wissen, wer die Jennischen sind. Wir sehen sie am nächtlichen Lagerfeuer, sie haben ihre unerbittlichen Bräuche, wie jeder Orden, und ihre Sprache bedarf der Uebersetzung; alldies aber befindet sich in nächster Nähe, drüben im Gottschalkenwald und an der oberen Sihl. Am Tage sind es Korbflechter, Hausierer, Kesselflicker, Arbeiter aller Arten, die ihren Alltag leben. Trotz vieler Vermischung besteht eine unnennbare, unerbittliche Trennung zwischen ihnen und den andern, den Ansässigen, den Bürgerlichen. Die Jennischen, das sind die Reste des fahrenden Volkes, oder auch Zigeuner genannt, die in diesem Tale seinerzeit behördliche Niederlassung gefunden haben. Eine seelische folgt so bald nicht nach. Das Unstete, die Unrast und Unruhe des Herzens flackert durch ganze Geschlechter. Wir erkennen sie im Leben dieses Christoph Eicher, in seinem grossen Sehnen. Es ist das Sehnen nach

dem Unmöglichen, nicht mehr und nicht weniger; es ist das, was die Käuze macht und mitunter einen Faust, einen Kauz mit Stil, der die Grenzen des Menschengeschlechtes abschreitet. Den lieb ich, der Unmögliches begehrt ... In diesem Sinne ist auch dieser Eicher liebenswert, dieser Arbeiter mit der Feierabendbildung, hingerissen vom Glauben an den Fortschritt, ein Träumer und Kämpfer:

„Oft war er beschämt, nur Verbesserungen und Aenderungen vorzuschlagen an den Werken andrer. Die innere Kraft verlangt von ihm Eigenes, Ursprüngliches, Selbsterdachtes."

Eicher lebt das Leben eines Erfinders; das grosse Sehnen, das er von den Jennischen hat, treibt ihn in das Abenteuer unsres Zeitalters: in die Technik. Es gelingen ihm allerlei Maschinen, die man brauchen kann und schliesslich unentbehrlich finden wird wie alle Maschinen. Wir lesen Ausbrüche einer rührenden Gläubigkeit. Ein Mal, ein Neugeborenes auf dem Arm, bewundert er den Schöpfer sozusagen für das Funktionieren des Menschleins. So sehr auch von modernen Gegenständen gesprochen wird, man fühlt sich oft ganz im neunzehnten Jahrhundert, in der vollsten Ueberschätzung alles Technischen, und immer wieder begeistert sich Eicher, zusammen mit seinem Verfasser, der auch aus der Arbeiterschaft kommt, an den Wundern menschlichen Schöpfergeistes, als da sind: die Luftbremse, die wie ein gebändigter Sturmwind den Schnellzug zum Stehen bringt; die Glühlampe, die wie eine kleine Sonne dem Menschen die Räume erleuchtet; das Glas, das der Mensch den Göttern gestohlen ...

Einmal heisst es:

„Sind die Werke dieser Technik nicht alle starr und tot? Nichts kommt dem Urrätsel des Lebendigen gleich. Alle Lebewesen haben vom Geiste des Schöpfers in sich; alles, was lebt, hat den Hauch, den Odem des Göttlichen in sich. Die Technik des Menschen aber vermag nur starre, tote Dinge zu erzeugen."

Wäre diese Ahnung nicht lange schon spürbar gewesen, man hätte das Buch kaum soweit gelesen. Es ist die Ahnung, die Eicher nach und nach auf närrische Wege führt, auf die Suche nach der Urkraft, wie ers nennt, auf die schiefe Ebene des Perpetuum mobile ...

Es sind zwei Dinge, die an diesem Buch fesseln, das ein merkwürdig unausgeglichenes, umständliches und oft ungelenkes, oft leerlaufendes und dann wieder wirklich ursprüngliches Erzeugnis ist. Um seine Vergleichswelt aufzunehmen: es ist Eisenerz, das noch nicht ganz durch den Hochofen ging. Es ist noch ein Klumpen, aber man spürt, es ist Metall darin, es hat Gewicht; an einzelnen Stellen sogar den Glanz und den Klang des reinen Metalles. Das sind Stellen, wo es um die kraftvolle Unrast, um die Qualen und Einsamkeiten und Seligkeiten eines irgendwie gerichteten menschlichen Schöpferdranges geht, und das andere, was an diesem mühsamen Buch stark ist, das ist das Mysterium der Herkunft. Einmal ruft der Verfasser, als er es spürt, selber aus: Es ist erschütternd, wie das Schicksal sich zuweilen wiederholt! Das Zwingende und Unentrinnbare einer Bestimmung, das, was die Alten das Verhängnis nann-

ten, wird öfter spürbar. Das Lied, das die Jennischen im Gottschalkenwalde sangen und das Eicher immer wieder nachgeht, hat Gültigkeit über jeglichen Stand hinaus; was ginge es uns sonst an!

Wir ziehen in der Nacht
durch des Waldes Pracht;
wir sind die Heimatlosen.
Wir kommen und gehn,
die Spuren verwehn —
Wir sind die Heimatlosen.

Nur spüren sie es vielleicht stärker, täglicher, sichtbarer; man hört es, je öfter man es liest, in der Melodie einer stolzen und mutigen Traurigkeit.

Max Frisch.

Johannes Robert Schürch †

Am 14. Mai starb in Ascona der Zeichner und Maler Johannes Robert Schürch. Er ist am 18. November 1895 geboren, verbrachte seine ersten Jugendjahre in Genf, wo sein Vater 1906 starb. So kam die Mutter mit dem Knaben und seinen beiden Schwestern nach Zürich, wo Schürch weitere Jugendjahre im Schatten der Gassen der Altstadt verlebte. Innert wenigen Jahren verlor er auch seine beiden Schwestern, sodass die Mutter mit dem Knaben in bedrängten Verhältnissen allein blieb. Da es bei ihm feststand, dass er Maler werden wolle, so arbeitete er als Zeichner kurze Zeit in einer Werkstätte für Werbegraphik, wurde zwischendurch von dem Maler Ernst Leuenberger freundschaftlich beraten und zog um 1917 auf eine Anregung Hodlers mit der Mutter wieder nach Genf. Dort wohnte er in einem alten Hotel rue Chantepoulet. Im Oktober 1920 zieht er nach Choex im Wallis, ein Jahr später nach Florenz und im Juli 1922 findet er im Tessin seine endgültige Heimat. Vorerst haust er in Monti, dann für kurze Zeit in Minusio und in den letzten Jahren in Ascona.

*

Damit sind die äussern Daten dieses Lebens umschrieben. Wer Schürch nur in den letzten Jahren in Ascona kannte, konnte nur zu leicht ein falsches Bild dieser eigenartigen, schicksalhaft bestimmten Persönlichkeit erhalten. Diese Jahre waren wie ein letzter Versuch des Einsamen, Kontakt mit der Umwelt zu nehmen, denn er sah sich keineswegs als Auserwählter, sondern vielmehr als Ausgestossener, der seine Welt, die ihm als schwere Last auferlegt war, mit tiefer Sehnsucht nach lichtern Höhen trug. Schon 1922 schrieb er in einem Briefe aus Choex: „Ich muss unbedingt hinauf und hinaus, hoffe, dass es mir gelingt; wenn man doch nur ein gesunder Mensch wäre." Aber schon in einem Nachsatz desselben Briefes heisst es dann: „Könntest bei Gelegenheit dann noch den Strindberg senden." Und so verlief dieses ganze Leben in dieser

Spannung zwischen dem eigenen Schicksal und dem Willen, sein Leben zu befreitern Höhen zu führen. Denn er wusste die Kraft des Willens zu schätzen. Im August 1922 schrieb er: „Meine Anschauung hat sich soweit geändert, als ich fühle, dass unsere Zeit Helden birgt, so gross wie das Altertum. Unsere nächste Kunst wird monumental-heroisch sein." Aber immer wieder, auch nach derartigen künstlerischen Versuchen, fällt er in die Bahn zurück, nach der er angetreten. „Schau, mein Leben wird immer eigenartiger, ich nähere mich immer mehr meinem bestimmten Schicksal... Muss ich wirklich das gleiche Schicksal wie Dostojewski oder van Gogh haben; alle Zeichen sind dafür..." So schreibt nicht einer, der sich einfach dem Leben hingibt, wie es kommt, der es unbewusst zeichnend und malend verlebt. Schürchs Leben war ein gewaltiger Kampf in doppelter Hinsicht. Vorerst galt es sich selbst zu finden und als er seine dunkle Welt erschaut hatte, an die er dämonisch gebunden war, da begann der Kampf gegen dieses Dunkel. Und wenn er auch erkannt hatte, dass es ein bleibender Zustand ist, so verharrte er nicht gleichgültig darin, denn seine Briefe und sein Werk zeigen immer wieder Ansätze, die Schatten von seiner Stirne zu streifen und unbeschwerte Schönheit zu schaffen. Es sollte ihm nicht vergönnt sein. „Es ist als ob das Schicksal seine Wut an mir ausliesse. Lieber Freund, mir ist manchmal sehr wehe. Ich sehe nur noch Arbeit, ein Ziel will ich gar nicht mehr, ich habe nur eine Vision. Ich male nur mich wieder, ich male mein Leben, mein Selbst, meine Qualen, meine Freuden, meine Andacht, meine Hoffnung und meinen Zorn... Schau, jeder Baum ist arm und einsam und er möchte hinaufwachsen in Höhe und Licht, auch jeder Mensch ist arm und einsam... Es muss etwas kommen... Auch die toten Dinge schreien nach etwas, das Tier, die Pflanze, der Berg, der Baum, der Mensch, der Himmel und die Felsen... Damit ich aber nicht in Illusionen falle, nehme ich meine Zuflucht zur Natur." Hier zeigt sich der echte Künstler, der sich nicht nur seinen Visionen hingibt, sondern der sich immer wieder an der Natur kontrolliert und immer wieder kehrt in seinen Briefen der Ruf nach der Materie, in der man zu gestalten habe, nach einem vollendeten Handwerk, das allein dem Künstler die Verwirklichung seiner Visionen gestatte.

*

Sein Kampf um das Material bildet ein bedeutsames Kapitel seines Werdens. Eine Ausstellung seiner dunkeln Bilder wird zeigen, dass er trotz aller Vision und trotz der zu malenden Idee, aus dem Material heraus dachte, womit die grosse Grenze zu jenen illustrativen Künstlern gezogen ist, die als Gestalter ausscheiden, weil es ihnen nur an der Darstellung einer Idee liegt. Wenn auch Schürch „Literatur" gezeichnet hat und mit Recht bedauert wird, dass ihm keine grossen illustrativen Aufgaben zugefallen seien — woran er selber ebenfalls Schuld trug, indem es ihm schwer fiel, sich zu einer bestimmten Sache verpflichten zu lassen — so hätte er auch unter den Illustratoren seinen besondern

Platz, nicht als Nachempfinder von Texten, sondern als eigenwilliger Schöpfer seiner Gesichte eingenommen. Die vorliegenden Entwürfe und zum Teil ausgeführten Illustrationen zu Dostojewski sind der Beweis dafür.

*

Schürch hat auch nie aus einem abstrakten Empfinden heraus gearbeitet. Er hat alles mit einer ausserordentlichen Schärfe beobachtet, wobei ihn ein gewaltiges Formen-Gedächtnis und eine einzigartige Vorstellungskraft in seiner Einsamkeit, wo er wenig über Modelle verfügte, unterstützten. Er konnte aus allem Anregung schöpfen. Einige schmutzige Tücher über einen Gegenstand geworfen, oft noch mit einer Kerze im dunkeln Zimmer beleuchtet, waren ihm Modell zu seinen Bettlern und Frauen. Nach Spanien schrieb er mir: „So du Steine, kleine, seltene, farbige findest oder mit bizarren Formen, auch Photographien von altem Zeug, weisst du, abgenutzte Madonnen, Statuenbilder, alles was alt ist und irgendwie mir passen könnte, du weisst schon ungefähr was, so kirchliches Zeug, alte kleine Madonnen, Heiligenstatuen, so schicke mir was du findest. Auch die Ruinen, auf denen du photographiert bist, würden mich sehr interessieren." Es ist bezeichnend für ihn, dass er alte, abgegriffene Gegenstände mehr liebte als schöne, neue Dinge. Und hatte er einmal etwas Neues, dann war es bald wie durch einen geheimnisvollen Prozess seiner Umwelt, in der alles grau in grau war, angepasst. Ich habe es nie erlebt, dass ein Mensch so sehr jedem Raum, in dem er arbeitete, sofort sein Gepräge gab, wie bei Schürch. Alles stand ohne Absicht herum, seine Werkzeuge lagen immer zur Arbeit bereit, nichts war auf einen ästhetischen Eindruck hin geordnet, alles war irgendwie zweckbestimmt und schien doch aus Zufall da zu sein. Und über jedes Ding war „Leben gegangen", wie er sich jeweils ausdrückte, wenn er von den Motiven sprach, die ihn packten.

*

Man mag sich zu seiner Persönlichkeit und zu seinem Werk in der heutigen Zeit, die so ganz andere Ziele zu haben scheint, stellen wie man will. Sein Werk wird als Ausdruck tiefer Menschlichkeit und vor allem als reiner Ausdruck seines eigenen Wesens, „seiner Qualen, seiner Freuden, seiner Andacht, seines Zornes" ein künstlerisches Dokument eines Einsamen und Suchers, eines Sehnsüchtigen und vom Stolze der Armut Erfüllten bleiben, und ich wüsste keinen Künstler, auf den man das Wort Goethes so beziehen dürfte wie auf Schürch, dass es keine Kunst sei, eine Göttin zur Hexe und eine Jungfrau zur Hure zu machen, aber zur umgekehrten Operation, „Würde zu geben dem Verschmähten, wünschenswert zu machen das Verworfene, dazu gehört entweder Kunst oder Charakter." In seinem Werk hat Schürch diese Würde durch seine Kunst erreicht, in seinem Leben hatte er genug Charakter, sich stets zu den Armen, zu denen er sich selber zählte, zu bekennen und diese Armut mit dem Stolze des Schaffenden zu tragen. **Walter Kern.**

„Das Buch der Freunde" für Hans Roelli

Wenige Tage nach Ausbruch des Krieges ist Hans Roelli ein Fünfzigjähriger geworden — in einem für Jubiläen höchst ungünstigen Augenblick. Hans Roelli aber hat die Gelegenheit benützt: Er ist sozusagen heimlich hinübergeschlüpft, und niemand lädt ihm die fünfzig Jahre auf, die er selber nicht fühlt. Denn Hans Roelli ist heute jünger denn je: Erstens war er immer ein Wanderer zwischen hier und dort auf zeitlosen Wegen und zweitens hat ihm der Krieg die Gemeinde gebracht, die er braucht, um schaffen zu können, die ihn verjüngt: Eine ganze Armee. Seither singt es in Hans Roelli wie noch nie. Gar viele wussten an jenem 7. September nichts von ihm; heute brummen schwere Obersten zu ihrem Stumpen über Papierkriegsakten eine Roelli-Melodie, stämmige Kanoniere und flinke Burschen von der Infanterie haben ein paar seiner Lieder nicht nur auf den Lippen, sondern auch im Herzen, seit er vor ihnen und mit ihnen gesungen, und gar mancher will heute wissen, wer dieser strahlende Mensch ist, der in Grenzdörfern und Felsenstellungen auftaucht und zur Laute mit Liedern, die viel schöner sind als die meisten Soldatenlieder, die Heimat, die Mädchen, den Strom, die Wanderschaft, den Sternenhimmel und, aller Erfahrung zum Trotz, die Verbundenheit der Menschen besingt.

Es gibt seit diesem durchaus unangebrachten, nichtssagenden 50. Geburtstag ein „Buch der Freunde", das Alfred Schaer im Verlag Fretz und Wasmuth herausgegeben hat. Es gibt Auskunft über Hans Roelli. Freilich wirkt es komisch, wenn man über ihn schreibt: Wie er selber ein ewiger leichter Rausch Gottes ist, so wird jeder, der mit ihm zu tun hat, ihn hört, ihn liest, und — über ihn schreibt, von dieser Trunkenheit angesteckt, — ohne dass es gerade immer Worte von Gottes Lippen sind, die er äussert, sehr im Gegensatz zum begnadeten Lautenmann. Der Herausgeber Alfred Schaer vermag sich in seiner „Trilogie um Hans Roelli", in der er das Werk des Dichters, des Lautensängers und den „Menschen und seine Welt" erklärt, allerdings zur Zurückhaltung des Chronisten zu zwingen; hier ist auch schon der Hinweis auf inzwischen erschienene Truhenschätze zu finden. Mit dem abweisenden Ernst eines, der die Dinge auf ihren Sinn bezieht, nennt Hermann Hiltbrunner in einer Betrachtung „Hans Roelli und seine Laute" diesen Sänger als den Mann, der „in unserer Zeit noch die Laute begriffen hat" — denn dieses Instrument, das zur Bänkelsängerei und zum Ueberbrettl, zu Witz und Scherz missbraucht wird, ist eine „mythische Koppelung von Erde und Himmel"; einzig jene Töne, die „so geartet und so gedacht und gefühlt sind, dass die ganze Welt allein Resonanzraum ist, können das ewige Leben haben, nur diese allein bewegen die Welt und gehen ein in die Unendlichkeit". Hans Roelli, der die Laute wieder zum kosmischen Instrument machte, als das es auf Kirchengemälden abgebildet wurde, ist der einzige wirkliche und ernst zu nehmende Repräsentant dieser seltenen Kunst und hat weitaus das Beste auf diesem Gebiet ge-

schenkt — so schreibt Hiltbrunner. Und wo er von Roellis Lautentrilogie „Am Morgen", „Mittag", „Abend" spricht, kämpft er mit heissem Temperament für den Sänger ohne „Kunstschulung und Kunstkrampf", für das „phänomenale Naturtalent, geboren aus Selbstverständlichkeit und Genie, aus Kindlichkeit und Religion". — Aber auch für das Instrument will er der Zeit die nötige Haltung vorzeichnen: „Es ist bald wie etwas Zartes und Lebendiges, das man nur leise berührt, bald aber wie etwas Stählernes, eine Waffe, ein Schwert, mit dem man schlägt, an das man schlägt — dann sind wir entweder berührt oder begeistert, gebeugt oder gehoben, traurig oder trotzig, schwach oder stark, klein oder gross — dann ist es wie in alter Zeit und wie in den Balladen, in denen uns vor alter Zeit berichtet wird: Die Ritter schauten mutig drein und in den Schoss die Schönen..." Und es folgt ein Dithyrambus auf das von Roelli wiedergefundene Lied: Roellis Lied ist „das Lied der Seele, das Lautenlied, das kein Volkslied mehr ist, das Singen, das kein Chorgesang mehr ist, Musik, die keine Konzertsaalmusik mehr ist — ja, das ist es: ununterbrochene Bewegung, mystische Monotonie, Menschenworte, Aeolsharfe, Frömmigkeit der Natur und der Kreatur, Harmonie der Sphären, herabgestiegen in ein kindliches Gemüt — ja, dies ist es, ... was unsere lärmende Maschinenzeit kaum verstehen wird, kaum mehr vernehmen wird".

Auf den Dichter folgt der Musiker: Der Pianist und Organist Peter Stüssi erzählt von Eindrücken, die Roellis Lieder auf ihn machten: Anna Katharina vom Berg bei Pontresina, Der Herr geht wieder über Land, Schöner Schnee, der du aus Gottes Händen bist u. a. Und wir erfahren das Wunder, dass Roelli, der des Notenlesens und Notenschreibens unkundig ist, seine Lieder alle auswendig vortragen und alle die neuen und alten Melodien im Gedächtnis behalten muss; in diesem Wunder sieht Stüssi die elementare Offenheit für eine „Gesetzmässigkeit, die eigentlich allen Beziehungen zugrunde liegt oder sich geltend machen möchte, die aber am reinsten sich im Kunstwerk offenbart". Allerdings verhindert Roellis Abneigung gegen eine systematische Erarbeitung musiktheoretischer Erkenntnisse manchmal eine Stufe des Ausdrucks, die über Erreichtes noch hinausginge, wofür Stüssi ein paar Beispiele anführt.

Von Roellis blauem Wanderleben erzählt Alfred Graber in der Skizze „Mit Hans Roelli unterwegs"; man liest sie gleich zweimal — sie ist herrliche, sonnbeschienene Gegenwart; es riecht nach Holderbaum, blitzt voll himmlischer Zufälligkeit und koldert von heimlichem Lachen. Dann geht Luzius Juon sen. wieder ernsthaft dem Wesen von Roellis „Liedkultur" nach, und Luzius Juon jun. spricht von Quartensprung und Dreiklangsformen und dazwischen blühen aus schwarzen Noten die Lieder oder einzelne Tonfolgen auf — sodass man, wie Juon meint, „die Stellung des Betrachters aufgeben — und mitsingen und miterleben" muss. Otto Wirz sieht in Hans Roelli den lebensvollsten „Protest, den wir aus unserem eigenen Blut gegen unsere sonstige Nüchternheit aufbringen können" und Werner Wehrli spricht humorvoll

und doch fachmännisch von Hans Roellis „schlechtestem Lied"... nach Ansicht der Zünftler natürlich — und siehe, er findet, seine Schwächen seien so herrlich, dass sie alle Theorie über den Haufen werfen.

Hans Mast.

Musik auf alten Basler Bildwerken

Die mittelalterlichen Dome lösen durch ihre ragenden Türme ihre hohen Gewölbe und die langgestreckten Schiffe unfehlbar den Eindruck feierlicher Weihe und fest verankerter Frömmigkeit aus. Dieses Erlebnis wird kaum dadurch beeinträchtigt, dass just die am besten erhaltenen Kirchen aus dem Mittelalter auch eine Fülle weltlicher, ja beinahe heidnischer Bildnereien bergen. Die ungebrochene Einheit von Glauben und Sinnenwelt, welche sich in diesem friedlichen Nebeneinander spiegelt, tritt vielleicht am stärksten bei den romanischen Kathedralen Burgunds zutage, so etwa in dem hoch ragenden Dom zu Vézelay, dessen helle Säulen mit auffallend zahlreichen und drastischen Schilderungen des Tods von Holofernes durch die rächende Hand der Judith geschmückt sind. Doch auch das Basler Münster, in dessen Aufbau sich romanische und gotische Elemente vermählen und über dessen Zierat Bildersturm und Reformation zu Gericht gesessen sind, hat noch heute manches weltlich-sinnenfreudige Détail aufzuweisen: das Glücksrad an der Galluspforte, die unwiderstehlich heiteren Gestalten des Verführers und der törichten Jungfrau sowie die tänzerisch-elegante Engelsschar am Westportal, die grotesken Figuren der Wasserspeier und Konsolenträger, den Säulenschmuck aus Jagdszenen, Elefanten, Steinböcken, Vögeln und Drachen.

Die romantische Sehweise, welche noch heute die deutschen Kunstpublikationen beherrscht, verlegt das Schwergewicht der Betrachtung eindeutig auf die kultisch-feierliche Seite des mittelalterlichen Kirchenbaus. Doch fügt man den Baumeistern und Steinmetzen des Mittelalters gewiss kein Unrecht zu durch eine schärfere Analyse des eher weltlichen Zierats. Max F. Schneider hat durch die Anwendung dieser zweiten Betrachtungsweise auf das Basler Münster wertvolle Hinweise gewonnen für die Entwicklung der Musikpflege in seiner Vaterstadt („Alte Musik in der bildenden Kunst Basels", Holbein-Verlag, Basel). Er geht davon aus, dass die zwei Engel des Jüngsten Gerichts über der Galluspforte deutlich ausgearbeitete Heerhörner blasen, kriegerische Signalinstrumente, deren rauher Klang seit der germanischen Urzeit beim Feind Angst und Schrecken verbreitete. Hierauf schildert der Verfasser, wie dies Heerhorn allmählich in der Praxis und auch auf baslerischen Kunstdenkmälern bis hinab zu den genialen Skizzen Urs Grafs durch die orientalische Busine verdrängt worden ist; er zeigt uns auf Jagdszenen das Hifthorn oder Jagdhorn, welches in den Wäldern rings um Basel die Erlegung eines Wildes anzeigen musste, aber auch den Hochwachen auf den Kirchtürmen jede Nacht zur Ver-

kündigung des Stundenablaufs diente. Das Brüllen der Innerschweizer Kriegs- oder Harsthörner im Schlachtgetümmel wird uns anhand von Textquellen sowie von Schildereien aus dem 16. Jahrhundert veranschaulicht. Aehnlich wie mit den Hörnern, verfährt Max F. Schneider aber auch mit anderen Instrumentengruppen, mit den Flöten, Bombarten, Schalmeien, Dudelsäcken und den übrigen Holzblasinstrumenten, mit dem Dichordium, der Fiedel, der mit Zargen ausgestatteten Geige, der Radleier und anderen Streichinstrumenten, mit den Glocken und Glockchenspielen, mit Laute, Lyra, Mandola und Harfe, mit Psalterium und Orgel, mit Trommeln und Pauken: Sie alle werden an kirchlichem Zierat, an Brunnen- und Torfiguren, anhand von Holzschnitten und Gemälden bis auf Konrad Witz, Urs Graf und den jüngeren Holbein nachgewiesen, und anhand der zeitgenössischen Literatur oder Sittengeschichte erhält der Leser Aufschluss über die Bedeutung, welche jedes der Instrumente innerhalb des kirchlichen oder geselligen Lebens besass. Es wäre schwer zu sagen, welchen Teil dieser komplexen Aufgabe Max F. Schneider besser gelöst hat. Die unbefangene und konsequente Sichtung der alten Bildwerke unter einem ganz bestimmten Gesichtspunkt deutet darauf hin, dass der Verfasser von jung auf nicht bloss an die staunende Betrachtung von Schildereien unter Glas und Rahmen, sondern auch an den verständnis- und liebevollen Umgang mit alter Kunst gewöhnt ist. Der Mannigfaltigkeit der reproduzierten Bilder ist anzumerken, mit welcher Geduld der Autor an der Herstellung und Dokumentierung möglichst lückenloser Entwicklungsreihen gearbeitet hat. Herkunft und Bedeutung jedes einzelnen Bildwerkes und all der vielen Instrumente, welche die Basler Musikanten im Mittelalter beherrschten, werden eingehend kommentiert. Doch vor allem versteht es Schneider, die Zeugnisse und Denkmäler der frühen Basler Musikpflege mit echtem, innerem Leben zu erfüllen; der einleitende Text bietet in eleganter Prägnanz gerade soviel, wie der Leser wissen muss, um die Bildwiedergaben und den wissenschaftlichen Apparat mit Verständnis und lebendigem Interesse durchzugehen.

Im Mittelalter war die Basler Musikpflege eindeutig an den kirchlichen Kult gebunden. Später entwickelte sie sich auch in Anlehnung an die vornehme Geselligkeit — Minnesänger sind in Basel auf Bildwerken allerdings nicht nachzuweisen —, an Volkstänzen an Kriegszüge; sogar in den öffentlichen Badestuben und an den heissen Quellen im Freien, welche beide Männer und Frauen im 15. und 16. Jahrhundert gemeinsam besuchten, traten Musikanten auf. Doch an den kultischen Ursprung der Musik erinnert deutlich die Tatsache, dass nach dem Sieg der Reformation der Ausübung der Musik in der Kirche, auf den Zunftstuben und an den Volksfesten schwere Fesseln angelegt wurden. Die Orgel, welche Konrad Witz auf seinem berühmten Tafelgemälde „Die heilige Familie mit Barbara und Katharina" noch an der Südseite des Basler Münsterschiffs hoch oben als „Schwalbennest" eingezeichnet hatte, verschwand gänzlich aus dem Gotteshaus. Und als sie 1561 auf Betreiben des lutherisch gesinnten Antistes Simon Sulzer wieder eingerichtet wurde, war kein

Künstler da, um dies Ereignis mit einem Bildwerk zu feiern; statt dessen vermerkte Wurstisen in seiner Stadtchronik in reformatorischem Zorn: „Dergestalt ist diese unerbauliche Babstleier in eine wohlreformierte Kirche eingeschlichen". **Georg C. L. Schmidt.**

Alamannenforschung

„Der Ahnenerbe-Stiftung Verlag (Berlin-Dahlem) ist Ende 1938 aus der Arbeit und dem Willen der unter der Führung des Reichsführers SS stehenden Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe" entstanden... Der hohen Verpflichtung, das Erbe der Ahnen zu erkennen und zu erwerben, um daraus die Kultur der Gegenwart und Zukunft zu schaffen, dient der Verlag mit aller Hingabe... Das Erbe der Ahnen dem deutschen Volke in Wort und Bild zugänglich zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfasst daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken, und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen: Erbe, Glauben und Tat." (Verlagsanzeige.)

Seit 1938 ist bereits eine grosse Reihe von Schriften und Büchern erschienen. Sie ordnen sich in die Hauptabteilungen: „Kämpferische Wissenschaft", „Politische Schriften" und „Völkische Kulturpolitik". Auch aus schweizerischer Bücherschau beachtenswert sind innerhalb der Abteilung „Kämpferische Wissenschaft" die Bände der „Schriftenreihe Deutsches Ahnenerbe", deren „Reihe B fachwissenschaftliche Untersuchungen" liefert. Diese befassen sich z. T. auch mit der alamannischen Schweiz.

Da ist das 247 Seiten umfassende Werk von Gerhard Wais: „Die Alamannen in ihrer Auseinandersetzung mit der römischen Welt". Innerhalb der genannten Reihe B ist es der 1. Band der „Abteilung: Studentische Arbeiten der deutschen Universitäten, Hoch- und Fachschulen". „In ihren Grundlagen geht die... Untersuchung auf einen Beitrag zu der von Herrn Prof. Dr. W. Weber geförderten Reichsbestenarbeit der Kameradschaft Straub für Alte und Mittelalterliche Geschichte an der Universität Berlin innerhalb des Reichsberufs-Wettkampfs der Deutschen Studentenschaft 1937 zurück".

Wais untersucht den politischen Aufbau Südwestdeutschlands, des deutschen Elsass und der alemannischen Schweiz „von der germanischen Landnahme an bis zur Festigung der völkischen Verhältnisse im Mittelalter". Er prüft und sichtet mit aussergewöhnlicher Gewissenhaftigkeit Bau und Organisation der alamannischen Stämme der Landnahmezeit, wie auch den Wirtschafts- und Kulturstand der römischen Gegenseite. Gründlich wird das Schicksal der römerzeitlichen Siedlungen erkundet und die Auswirkung des alamannischen Sieges auf die nichtalamannische Bevölkerung. Ausgiebig ist das boden-, ortsnamen- und volkskundliche, das agrar- und sprachgeschichtliche Quellenmaterial als Ergänzung herangezogen. In der Region der Schweiz stützt sich Wais auf Stähelin, Schlag-

inhaufen, Laur-Belart u. a. Ausserdem führten ihn ausgedehnte Fahrten zur Vertiefung seiner Kenntnisse „der Landschaft, der Menschen, ihrer völkisch-rassischen Substanz und ihrer kulturgeschichtlichen Leistungen" auch durch die Schweiz. Da also genaueste Literaturkenntnisse durch Autopsie gestützt wird, ist die einschlägige Schlusserkenntnis des exaktfolgernden Verfassers von spannendem Interesse: „Die Entwicklung des Alamannentums in der Schweiz wird ferner durch die Einlagerung in den westlichen und südlichen Kulturbereich mitbestimmt, dessen Kräfte durch die offene Grenze der Aare-Zihl-Senke vom Genfer See her freien Zugang haben. Im Austausch dieser Volks- und Kulturströmung gelangte die Schweiz zu einer noch ausgeprägter liberalen Grundhaltung, als sie den Alamannen ohnehin eignet. Die landschaftliche Zerrissenheit kam mit ihrer Auswirkung gerade jener alamannischen Eigenart entgegen, die wir in der Geschichte dieses Stammes von den Anfängen an immer beobachten konnten, der ausgeprägten Eigenwilligkeit und dem Unabhängigkeitsstreben selbst der kleinen Gruppen."

Auch das Motto, das den Bänden der Ahnenerbe-Stiftung von Heinrich Himmler mitgegeben ist, findet des Schweizers persönlichste Bejahung: „Ein Volk lebt so lange glücklich in Gegenwart und Zukunft, als es sich seiner Vergangenheit und der Grösse seiner Ahnen bewusst ist."

Von lokaler Bedeutung aber dennoch von weiterem Interesse ist aus der gleichen Reihe der 2. Band: „Germanisches Volkserbe im Alamannendorf Wintersweiler. Reichsbestearbeit der Sparte „Deutsche Volksgeschichte" im 3. Reichsberufswettkampf der deutschen Studenten 1937/38. Mannschaft der Fachgruppe „Kulturwissenschaft" der Studentenführung. Hochschule für Lehrerbildung, Karlsruhe i. B. Mannschaftsführer: Max Vohburger".

Von der Arbeitsgemeinschaft wurde ein Dorf gewählt, das in der äussersten Südwestecke des Reichs liegend sich in seinem Deutschtum „immer wieder bewähren muss". „Hinter dem Isteiner Klotz, einer steil in die Rheinflut abfallenden Kalkwand, liegt auf dem Hügelstreifen zwischen Schwarzwald und Rheinniederung das Dorf Wintersweiler. „Zunächst erforschte die Arbeitsgruppe seine Naturbedingtheit: Eine Hügelschutzlage über dem flussgefährdeten Talboden, mit Windschutz in einer Mulde der Vorbergzone. Seine Hauptlebensgrundlage ist die Fruchtbarkeit des Lösses. Die Bedeutung dieses Lösses für die prähistorische Siedlung wird geprüft und vor allem ortsnamenkundlich wird festgestellt, „dass Wintersweiler eine altalamannische Siedlung ist, die lediglich einen Namen aus späterer Zeit trägt". „Die Träger der Ueberlieferung im Wandel der Zeiten" werden im Hauptabschnitt aus Kaufurkunden, Kirchenbüchern etc. hergeleitet. Die grösste Störung in der Geschlechterfolge bringt der Dreissigjährige Krieg. Auch den Flüchtlingen von Wintersweiler bietet die Schweiz Schutz und Zuflucht, vor allem in der Stadt Basel. Nach dem Frieden zu Münster und Osnabrück kehren viele wieder zurück. Nachdem die bis in die Gegenwart zu verfolgenden Geschlechter-

linien der Barny, Enderlin, Müller, Ritter und Schwörer festgestellt sind, wird das überlieferte Germanentum in Haus, Flur, Wirtschaft, Volksbrauch und -poesie durch Bild und Wort vermittelt. — Die zeitgemässe Ueberzeugungsstärke, die auch diesem Werk eigen ist, erreicht allerdings nicht durchgehend die sachlich-vornehme Haltung, die der wissenschaftliche Leser bei Gerhard Wais schätzen gelernt hat.

Dorfbücher, „die auf Grund einer Anregung des Reichs überall im Entstehen sind", sollen in Deutschland eine Hilfe des heimatkundlichen Unterrichtes werden: „Der Lehrer von heute hat die Aufgabe, die heranwachsende Generation zu artbewusstem Deutschtum zu erziehen. Er soll nicht mehr ein Vermittler reinen Wissens sein. Unpathetisch und klar und doch voll wärmsten Empfindens soll er die lebendigen Zusammenhänge zur Vergangenheit aufzeigend den Weg in die Zukunft weisen. Die Geschichte unserer Heimat, in der wir alle zutiefst verwurzelt sind, steht deshalb heute im Mittelpunkt des gesamten Unterrichts. Eine wertvolle Hilfe hierzu werden in Bälde die Dorfbücher sein... Naturgemäss wird es in der Hauptsache die Aufgabe des Lehrers sein, diese Dorfchronik zusammenzustellen."

Das Dorfbuch von Wintersweiler (68 Seiten) wird darum wohl die Aufmerksamkeit schweizerischer Lehrer auf sich lenken, deren Dorf einer Lokalforschung Gelegenheit bietet. Aus der reichen Mischung volkskundlichen Gehaltes unserer Dörfer dürften besonders wertvolle Chroniken erwachsen. Die Dorfforschung, wie sie von schweizerischen Geographen begonnen ist, könnte dadurch aus den Gemeindezellen selber eine bedeutende Stärkung erfahren. **Emil Egli.**

Giuseppe Mottas Testimonia Temporum

TESTIMONIA TEMPORUM. Ausgewählte Reden und Schriften von Giuseppe Motta. 3 Bände, Istituto Editoriale Ticinese, Bellinzona.

In diesem Frühjahr ist der dritte Band der Testimonia Temporum von Giuseppe Motta der Oeffentlichkeit übergeben worden. Damit hat die von Carlo Grassi in die Wege geleitete und vom Istituto Editoriale Ticinese herausgegebene Auswahl der Reden und Schriften des grossen schweizerischen Staatsmannes ihren Abschluss gefunden. Sie umfasst die Jahre 1911—1940 und zählt an die 300 Kundgebungen. Die drei Bände stellen das geistige Vermächtnis Mottas an die Nachwelt dar, denn sie enthalten — nach seinen eigenen Worten — die Substanz seines politischen Denkens. Ergriffen und nachdenklich folgt man heute der Stimme Mottas in seinen letzten Reden; sie erhebt sich bei den Festlichkeiten der Landesausstellung zum stolz beglückten Lob des Unvergänglichen, das in unserem Volk und Staate ruht; sie ist aber auch, wie in den parlamentarischen Auseinandersetzungen über den spanischen Bürgerkrieg, von tiefer Sorge erfüllt über den unheilvollen Gang, den das europäische Schicksal nehmen könnte. Er hat bis zuletzt geglaubt und gehofft, dass es nicht zum Kriege kommen werde; aber die be-

schwörenden Ermahnungen, die er anlässlich des 450. Todestages von Niklaus von der Flüe erhob, waren in eine dunkle Zukunft gesprochen, für Zeiten, wie wir sie heute erleben: „Was würde uns Schweizern und Menschen der jetzigen Zeit Bruder Klaus zurufen? Was wären heute seine Mahnungen? Friede und Gerechtigkeit: so stelle ich mir seine Hauptmahnung vor. Friede in den Hütten, auf den Feldern, in den Werkstätten und in den Fabriken, Friede in den Familien, im Staate, zwischen den Staaten und in allen Dingen Gerechtigkeit.

Die Spannungen und die Gefahren in der Welt sind riesig geworden. Ein kleines Volk darf, wenn es bestehen will, sich nicht durch Sonderinteressen zerreissen lassen, es muss einig sein. Es darf sich nicht ohne zwingende Not in die Streitigkeiten der andern einmischen.

Es soll das Recht achten, sich aber nicht durch den Schein der Dinge blenden lassen, sondern der Wirklichkeit scharf ins Gesicht schauen.

Es soll wehrhaft sein, um allen zu zeigen, dass es selbständig und unabhängig bleiben will. Es soll auf sich selbst, auf die Güte seiner Sache und auch Gottes Machtschutz vertrauen!"

Die geistige Spannweite der Reden und Schriften Mottas ist erstaunlich: sie reicht vom Persönlichen und Privatesten — von den ergreifenden Grabinschriften auf die verehrte Mutter und die geliebte Schwester — bis zum Universellsten, der Neuordnung der Welt. Ein gewaltiger Bogen, dessen Kraftlinien alle einem Ziele zustrebten: der Bewahrung und Erhöhung der Eidgenossenschaft. Wie wir den Geist der alten Eidgenossenschaft verkörpert finden in den Mythen, Legenden, Bundesbriefen und Chroniken, gipfelnd in Johannes von Müllers unvergänglicher Zusammenschau, so finden wir den Geist der neuen Eidgenossenschaft verkörpert in Giuseppe Mottas „Testimonia Temporum".

Der Schlüssel zum tieferen Verständnis der politischen Ideenwelt Mottas liegt in seinem Tessinertum. Die Deutschschweizer denken oft nicht daran, dass das Verhältnis des Tessiners zur Eidgenossenschaft eine etwas andere Färbung hat als das ihre. Die Gründung und Entfaltung der alten Eidgenossenschaft ist ein Werk der deutschen Schweiz. Im Deutschschweizer, im Bündner, Berner und Urschweizer ist das Staatsbewusstsein gesättigt mit Bildern einer bewegten und grossgearteten Geschichte; Taten und Geist der alten Eidgenossenschaft leben in seinen Gefühlen nach. Die Tessiner sind jahrhundertelang Untertanen gewesen, ihr geschichtliches Empfinden ist ein anderes. Ihr Stolz und ihr Selbstbewusstsein hat andere Quellen als bei uns. Der Tessin ist schliesslich freiwillig der Eidgenossenschaft beigetreten, um sich selbst sein zu können, um Freiheit und Selbstverwaltung zu wahren, und er ist der neuen Eidgenossenschaft beigetreten. Der Beitritt des Tessin als ebenbürtiges Mitglied des Bundes hat die Schweiz zu ihrer innern Vollendung empor geführt.

Motta sah die Geschichte der Schweiz als stufenmässige Verwirklichung von drei Idealen: „Die Schweiz — so führte er in einer Parlamentsrede 1916 aus — war ursprünglich und lange Zeit gebildet worden

durch die alemannische Bevölkerung; diese erkämpfte sich mit ihrem Blute die Unabhängigkeit. Das war die Verwirklichung des ersten Ideals: dasjenige der republikanischen Unabhängigkeit. Später haben sich französische und italienische Bevölkerungen um diesen Kern herumgruppiert. Ein Teil dieser Bevölkerungen war früher Untertanen gewesen; sie verlangten und erhielten die Gleichheit mit den andern, gleiche Rechte und gleiche Pflichten. Dies war die Verwirklichung des zweiten Ideals, desjenigen der bürgerlichen und staatlichen Gleichheit. Diese Verwirklichung war vor allem eine Frucht der demokratischen Doktrinen, welche das gequälte und bewegte Genie Rousseaus, des Citoyen de Genève, in Frankreich ausgesät hatte, und die Frankreich dann über die Welt hin ausstrahlen liess. Aber dieses kleine Volk, das sich die Schweiz nennt, trug in sich die Keime zu einem dritten, noch höheren Ideal, als die beiden andern es sind, und auf die es sich gründet. Dieses Ideal ist die innige Zusammenarbeit von Sprachen und Rassen zur Bildung einer Gesellschaft, in der mehr Menschlichkeit und mehr Brüderlichkeit wohnt".

Die Tessiner bilden die zahlenmässig kleinste Rasse der Schweiz, darum ist ihre Italianität auch gewissen Gefahren ausgesetzt. In der Ermahnung an die Tessiner, ihre kulturelle und sprachliche Eigenart zu wahren und zu pflegen war Giuseppe Motta unermüdlich. „Wir sind der Schweiz lebensnotwendig", ruft er dem Tessin an einem Kantonalen Turnfest in Bellinzona zu. Je mehr die Mission der Schweizerischen Eidgenossenschaft sich erhöht, umsomehr wächst die Würde des Tessins. Ohne den Tessin, einen wahren, reinen Tessin der italianità, ohne den politischen Beitrag unseres Stammes würde die Eidgenossenschaft eine ihrer Lebensquellen verlieren. Die beste Art, ein guter Schweizer zu sein, ist ein guter Tessiner zu sein. Die Italianität ist für die Schweiz kein Element der Auflösung oder Scheidung, sondern eine wesentliche Kraft der Integration, ein Element höherer Harmonie. Wachen wir über die Würde und unvergleichliche Schönheit unserer Sprache, wachen wir über das lächelnde Antlitz unserer Heimat! Eine Sprache zu repräsentieren, welche diejenige Dantes war und Alessandro Manzonis, und eine Zivilisation, aus welcher ein Leonardo, ein Raffael, ein Michelangelo, ein Volta, ein Vico, Rossini, Verdi, Gioberti, Mazzini und Cavour entsprungen sind, ist eine so ausserordentliche und schwere Aufgabe, unsern bescheidenen Fähigkeiten anheimgegeben, dass wir sie nur lösen können, wenn auf der einen Seite die Eidgenossenschaft uns die materielle Hilfe leistet, und wenn auf der andern Seite wir ständig mit den unablässig fliessenden Quellen Italiens in Berührung sind."

Giuseppe Motta appelliert hier — wie er das immer wieder getan hat — an eine grossmütige Verständnisbereitschaft der Majorität für die Minorität. Die Pflicht der deutschen Schweiz ist es, das Ihre beizutragen, dass der Tessin er selbst sein kann, aber er selbst ist er nur, wenn in ihm die volle Italianität sich frei entfalten kann. Von hier aus gesehen, bekommen die so unablässigen, und mit Erfolg gekrönten Bemühungen Mottas, zur Pflege der freundschaftlichen Beziehungen der Schweiz zu

Italien, ihre richtige Beleuchtung. In gleicher Weise, wie der Tessin kulturell zu Italien sich stellt und verhält, sollte die deutsche Schweiz zum deutschen und die welsche zum französischen Kulturbereich sich stellen und verhalten. Bei der Eröffnung des Schweizerhauses in der Cité Universitaire in Paris sagte Motta: „La Suisse est un des pays qui doivent le plus à la civilisation française. Que dis-je? La civilisation française et la langue qui en est l'expression adéquate constituent une portion nécessaire de la triple substance dont la nation suisse est formée... Nous aimons la France. En l'aimant, nous aimons comme une partie de nous-mêmes. Le Suisse alémanique n'en juge pas autrement que le Suisse italien ou le Suisse romand. Nous aimons dans la France la douceur de son visage et le libre accueil de ses enfants; mais nous aimons surtout en elle son goût des idées générales, sa passion des inventions et des découvertes, sa pensée précise et claire, son amour héroïque du sol ancestral et sa foi dans les destinées humaines, en un mot, sa spiritualité."

Aehnliche Worte hatte Motta auch Deutschland gegenüber gefunden. In der Rede, die er am 26. Januar 1927 bei einem Empfang in der deutschen Gesandtschaft in Bern zu Ehren der schweizerischen und deutschen Hilfskommission gehalten hat, sagte er: „Das deutsche und das schweizerische Volk leben seit urdenklichen Zeiten in ungetrübter Freundschaft nebeneinander. Deutschland hat den Schweizern stets gastliche Aufnahme bereitet; seine Hochschulen waren von unsern Akademikern bevölkert: so manchem unserer Künstler und Schriftsteller hat Deutschland die Wege zu Ruhm und Ansehen geebnet. So stand die Schweiz gegenüber Deutschland in mehr als einem Betracht in offenkundiger Dankesschuld. Und war es ihr nun möglich geworden, diesem Empfinden durch die Tat Ausdruck zu geben, so würde sie sich doppelt gefreut haben, wäre der Anlass hierzu nicht für Deutschland eine Zeit schwerer Heimsuchung gewesen. Die Wiederaufrichtung Deutschlands ist eine Grundbedingung der Wiederaufrichtung von ganz Europa. Wir kennen den Fleiss und den Ordnungs- und Arbeitssinn, wir kennen die heroische Aufopferungsfähigkeit des deutschen Volkes".

Dieses freundschaftliche Verhältnis zu den Nachbarländern — und Kulturen — das notwendig ist, damit das schweizerische Ideal des brüderlichen Zusammenwirkens dreier Sprachen und Rassen bestehen kann — zu pflegen und zu wahren, hat Motta als die wichtigste Aufgabe seiner Aussenpolitik betrachtet. Dies führt uns dazu, noch einen kurzen Blick auf die Neutralitätspolitik Mottas zu werfen, deren kluger Hüter er so viele Jahre lang gewesen ist. — Es soll hier nicht auf staats- und völkerrechtliche Begriffe eingegangen werden. Wir bescheiden uns damit, anzudeuten, wie sehr die Neutralitätsidee Mottas über das Rechtliche hinausragt, wie reich, lebensvoll, aktiv, wie human, ja menschlich sie ist. Sie ist das Gegenteil von dürrer Abstinenz. „Zwischen der occasionellen Neutralität der andern Staaten und der Idee der ewigen Neutralität der Schweiz ist ein entscheidender Wesensunterschied. Jene entspricht wech-

selnden Interessen und wechselt selbst je nach den Umständen; unsere dagegen ist der Ausdruck einer politischen Constanz, gegründet auf eine Tradition, beherrscht von einer klaren Staatsauffassung. Neutralität im helvetischen Sinn heisst: Wille zum ewigen Frieden, Verzicht auf gewaltsame Expansion, Ablehnung aller imperialistischen Ambitionen und Protest gegen die Auffassung, dass der Krieg für das Menschengeschlecht unausweichlich sei, Glaube an das internationale Recht. Die derart konzipierte Neutralität ist daher grossherzig. Sie ist nur aufrecht zu halten von einem Volke, das wahrer moralischer Disziplin fähig ist, von einem Volke in Waffen, durchdrungen von einer Politik, die vorsichtig ist in ihren Taten, unparteiisch in ihrem Urteil, und barmherzig in ihren Werken.

Das schweizerische Ideal der ewigen Neutralität ist nicht rein egoistischen Zielen entsprungen, sondern sie war mitfühlende, selbstgewollte Neutralität, Stellungnahme gegen die Idee des Krieges und letzten Endes Behauptung nicht nur unserer Freiheits- sondern auch unseres Friedensideals".

Bei einer andern Gelegenheit spricht er die schönen und beschwingten Worte aus: „Nous avons pratiqué pendant la guerre, au milieu du fracas des armes, une neutralité charitable, qui nous a valu la sympathie du monde. Notre neutralité veut demeurer une neutralité, au visage généreux et humain; mais elle est quand même la neutralité, celle que nos pères nous ont transmise et à laquelle nous sommes attachés pour toujours, car nous y voyons une des garanties essentielles de notre sécurité et comme le gage de notre destinée".

Diese grossherzige und humane Neutralität ist für Giuseppe Motta nicht gleichbedeutend gewesen, mit Stillschweigen über alles was jenseits der Grenzen geschah. Gegen allenfalls erhobene Forderungen nach Gesinnungsneutralität hat er sich stets mit grösster Energie zur Wehr gesetzt. In klassischer Weise hat er dies getan anlässlich der Debatten über den spanischen Bürgerkrieg: „Qui dit ‚Neutralité' parle non des individus mais de l'Etat. Qui dit neutralité affirme sa volonté de ne pas prendre parti entre les belligérants. La question des sympathie et des antipathie individuelles ou même collectives n'a rien à faire avec celle de la neutralité. Chacun de nous est libre de penser et même de dire ce qu'il croit juste ou injuste au sujet d'un conflit armé, mais personne a le droit de contrecarrer par des actes ou même par des paroles imprudentes la ligne de conduite politique que l'Etat a fixé. Il a dans toutes les circonstances graves un devoir général de modération et de contrôle de soi-même".

Wenn die Neutralität allein Sache des Staates und nicht des Individuums ist, dann kann es auch nicht Sache des Staates sein, zu richten und zu urteilen. Als man einmal von ihm offizielle, weithin hallende Proteste verlangte über Dinge, die ausserhalb unserer Grenzen geschehen waren, hielt er dieser Forderung entgegen:

„Die Rolle eines Staates ist es nicht zu urteilen zwischen andern Staaten. Wenn wir in einem Falle ein Urteil gefällt hätten, hätte man uns

beständig wieder eingeladen, weitere Richtersprüche zu fällen. Diese Rolle eines Richters und Urteilers, die wir uns zugeteilt hätten, wäre eine Quelle von Komplikationen und Angriffen auf unsere Sicherheit geworden. Ueber die Sicherheit zu wachen, ist aber unsere erste Pflicht".

Der letzte Band der Reden und Schriften Mottas, zu dem Bundesrat Celio ein schönes und beschwingtes Vorwort geschrieben hat, endet mit der am 14. Mai 1938 abgegebenen Erklärung über die integrale Neutralität der Schweiz im Völkerbund. Die letzten Worte sind wie eine gemeisselte Inschrift des unwandelbaren Grundgesetzes der schweizerischen Staatspolitik, dessen weiser Hüter Giuseppe Motta gewesen ist:

„La Suisse demeurera fidèle à l'idéal de collaboration et de bonne entente internationale qui a toujours été le sien et qui continuera à l'animer. Elle ne reculera pas, devant les sacrifices que lui impose sa position géographique. Elle a toujours eu la volonté — et cette volonté est inébranlable — de défendre par tous les moyens en son pouvoir son sol et son domaine aérien dans l'intérêt commun de tous les Etats et notamment de ses voisins". **Walther Meier.**

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr.
Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.
Erscheint jeweilen anfangs des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8
Tel. 45.855 Postcheckkonto VIII 6031

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8 Zürich. Tel. 4 58 55
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Printed in Switzerland